https://www.welt.de/print/wams/politik/article119582864/Eine-Wunde-die-nicht-heilt.html
(Bemerkenswerte Sätze sind gelb unterlegt worden, EL)

Eine Wunde Frankreichs, die nicht heilt

Veröffentlicht am 03.09.2013
Von Sascha Lehnartz, Oradour-sur-Glane

Es war ein grausames Morden, das SS-Soldaten 1944 im französischen Oradour veranstalteten. Nur sechs Menschen entkamen. Joachim Gauck wird als erster Bundespräsident das zerstörte Dorf besuchen.

Robert Hébras führt mich durch sein Dorf. Der 89-Jährige zeigt mir das Haus, in dem er aufgewachsen ist. Es liegt in Trümmern. Reste der Außenwände stehen noch. Wo das Dach war, ist Himmel. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite: die zerstörte KFZ-Werkstadt*[sic!]* von Pierre-Henri Poutaraud. Hier hat Hébras seine Lehre als Mechaniker gemacht. Blech-Schilder an den Fassadenresten werben für Renault-Motoröle. 69 Jahre danach sind die Farben verblasst.

Wir gehen zum Marktplatz, auf dem Mitglieder der 3. Kompanie des 1. Bataillons des SS-Panzergrenadier-Regimentes „Der Führer“ am 10. Juni 1944 die Bewohner von Oradour-sur-Glane zusammengetrieben haben. Still rostet hier das Auto von Dr. Desourteaux vor sich hin. Aber es ist gar nicht das Auto von Dr. Desourteaux. Und es rostet auch nicht mehr wirklich. Es ist nicht leicht, die Ruinen von Oradour zu deuten.

Oradour war der Schauplatz des brutalsten deutschen Kriegsverbrechens in Frankreich. Es ist Vergangenheit, die seit 70 Jahren nicht vergeht. Sie kann nicht vergehen, für die, die überlebt haben. Doch sie sollte auch nicht vergehen.

Der französische Staat hat die Ruinen konserviert, damit sie auf ewig daran erinnern, dass ein unschuldiges Frankreich hier einem bestialischen Deutschland zum Opfer fiel. Am 4. September kommt Joachim Gauck nach Oradour. Es ist der erste Besuch eines deutschen Bundespräsidenten hier. Er ist um die Aufgabe, an diesem Ort die richtigen Worte zu finden, nicht zu beneiden. Denn selbst in Frankreich ist man sich nicht eins, wofür Oradour steht. Außer, dass Erinnerung und Geschichte nicht dasselbe sind.

Kaum hundert Meter hinter dem Marktplatz, auf der Straße, die zum Friedhof führt, halten wir vor den Trümmern eines Gebäudes. „Hier war es“, sagt Hébras. Wie stehen vor den Resten der Laudy-Scheune. Es ist einer von fünf Verschlägen, in die deutsche Soldaten an jenem 10. Juni die Männer von Oradour scheuchten.

„Wir hatten seltsamerweise keine Angst“, erinnert sich Hébras, der damals noch nicht ganz 19 Jahre alt war. Auch als einer der SS-Soldaten vor dem Eingang sein Maschinengewehr aufbaute und den Munitionsgürtel einlegte, dachten die Gefangenen in der Scheune noch, dass sie nur für die Dauer einer Durchsuchung festgehalten würden.

Sie fürchteten sich nicht, weil sie glaubten, dass es in ihrem Dorf keine versteckten Waffen der Résistance gab. Selbst als der SS-Mann den Boden vor dem MG fegte, um seine Uniform beim Morden nicht zu beschmutzen, ahnten sie nicht, was kommen würde. Dann ertönte eine Explosion. Das war das Startsignal.

„Die Hölle brach aus“, sagt Hébras. Der MG-Schütze feuerte. Die Kugeln trafen viele der etwa 60 Männer in die Beine, weil das MG zu nah und zu tief stand. Hébras stürzte. Kugeln streiften ihn am Kopf, an der Schulter, am Arm und am Bein. Männer fielen auf ihn. Schreie. Blut. Dann verebbte die Salve. SS-Männer traten an den Haufen aus zerschossenen Leibern und erledigten jene mit Kopfschüssen, die noch Lebenszeichen von sich gaben.

Einer lag mit dem Kopf auf Hébras’ Oberschenkel. Hébras spürte, wie die Kugel in dessen Schädel eindrang. Die SS-Soldaten warfen Stroh über die Toten und zündeten sie an. Doch mindestens sechs der Getroffenen waren noch am Leben. Vor den Flammen konnten sie sich durch einen Seitenausgang in einen Hinterhof retten.

Sie versteckten sich in einem Kaninchenstall. Hébras’ Lehrmeister Pierre-Henri Poutaraud versuchte als Erster*[sic!]*, im Rücken der Soldaten zum Friedhof zu flüchten. Die Posten sahen ihn und schossen ihm in den Rücken. Die übrigen fünf warteten, bis die Flammen sie erreichten. Hébras’ Haare und seine Schulter waren angesengt, als er schließlich losrannte.

Robert Hébras war Fußballer. Er kickte bei Union Sportive d’Oradour. Er war schnell. Er rannte durch das hohe Gras der Felder, gelangte zu einem Gehöft in der Nähe. Am Abend fand er seinen Vater wieder. Der war tagsüber nicht im Dorf gewesen. Am nächsten Tag, ein Sonntag, ging der Vater in das Dorf, das die SS niedergebrannt hatte. Er sah das Grauen.

In die Kirche hatten die Soldaten der 3. Kompanie 247 Frauen und 206 Kinder gesperrt, dann eine Gasbombe zur Explosion gebracht und mit Maschinengewehren in die Menge gefeuert. Danach hatten sie das Gotteshaus angezündet. Eine einzige Frau, Marguerite Rouffanche, konnte sich durch das Fenster hinter dem Altar retten. Das jüngste Opfer war ein Baby. Es war acht Tage alt.[*)]

191 Männer wurden in fünf verschiedenen Scheunen erschossen und verbrannt. Von den 642 Toten konnten 52 identifiziert werden. Nur die fünf Männer aus der Laudy-Scheune überlebten. Und der siebeneinhalb Jahre alte Roger Godfrin. Dessen Familie war 1940 aus dem Dorf Charly in Lothringen von den Deutschen vertrieben worden und nach Oradour geflohen. Seine Mutter hatte ihm einen klugen Rat gegeben: „Wenn du

---

*) Diese Mitteilung, die der Autor Lehnartz mutmaßlich von Hébras erhalten haben könnte, steht in genau jenem Gegensatz, den der Verfasser im Text ‚***Bericht Hisard***‘ (dort S.5) angemerkt hat. Wenn der Säugling - es handelte sich um Roland Lacroix - in der Kirche zusammen mit seiner Mutter umkam, dann erscheint es unwahrscheinlich, daß der Kleine von einem Soldaten in Puy-Gaillard im Haus seiner Eltern „in zwei Teile zerschossen” worden war, wie es Mathieu Borie in seinem Augenzeugenbericht als Mitteilung der weinenden Eltern schildert, die er auf dem Weg zum Dorfplatz traf und auf dem Grund ihrer tiefen Betrübnis angesprochen haben will.

die *Boches* siehst, hau ab." Roger gehorchte, als die Soldaten seine Schulklasse auf den Marktplatz führen wollte*[sic!]*. Er rannte Richtung Glane und sprang in den Fluss. Die Deutschen schossen ihm nach. Sie trafen seinen Hund Bobby. Roger rettete sich an andere Ufer.

Neben Marcel Darthout, der ebenfalls aus den Flammen der Landy-Scheune entkommen konnte, ist Robert Hébras heute der letzte Überlebende von Oradour. Wir stehen in der Ruine der Kirche. Ein Mann kommt auf uns zu, der die Ruine mit seinem Sohn und seiner Tochter besichtigt. Er hat Hébras, der als Zeitzeuge häufiger im Fern-sehen zu sehen war, erkannt. „Monsieur, ich wollte Ihnen dafür danken, dass Sie die Erinnerung lebendig halten", sagt der Mann zu Hébras. Der antwortet so etwas wie: „Was soll ich sonst machen?"

Was soll er machen, außer die Geschichte von Oradour zu erzählen? Immer wieder. Seit Jahren führt er Schulklassen, Filmemacher, Historiker und Journalisten durch die Reste seines Dorfes. Der Mann, der ihn in der Kirche erkannt hat, stellt noch eine Frage zum Ablauf des Massakers.

Hébras erzählt geduldig, wie Madame Rouffange*[sic!]* hier hinter dem Altar mithilfe eines Gebetsschemels *[sic!]* aus dem Fenster kletterte. Nachdem ihre eigenen Töchter von Kugeln getötet worden waren. Auch Marguerite Rouffange*[sic!]* wurde getroffen. Sie überlebte schwer verletzt in einem Erbsenbeet hinter der Kirche. Am nächsten Morgen wurde sie gefunden. Sie starb, 90-jährig, 1988.

Hier, in dieser Kirche, verbrannte Hébras' Mutter Marie. Und seine beiden Schwestern Dénise, 9, und Georgette, 22. Seine Mutter hatte eine Herzschwäche. „Ich hoffe, Maman hat nicht gelitten", sagt Hébras. Es ist 70 Jahre später unmöglich, als Deutscher an diesem Ort neben Robert Hébras zu stehen und nicht zu spüren, dass die Scham alles überlebt.

Oradour ist für Frankreich bis heute eine Wunde, die nicht verheilen will. Wie kein anderer Ort steht das „Dorf der Märtyrer" für das Leid, das Deutsche über Frankreich gebracht haben. Zugleich ist Oradour seither immer wieder politisch instrumentalisiert worden. Schon drei Monate nach der Befreiung, im November 1944, entschied die französische Übergangsregierung, die Ruinen zum Denkmal zu erklären und sie als Symbol des nationalen Leids zu erhalten.

Im März 1945 besuchte der General de Gaulle die Ruinen. Oradour, erklärte de Gaulle, sollte zu einem Erinnerungsort werden, „an dem alle das gemeinsame Unglück erkennen können", aber auch den „gemeinsamen Willen und die gemeinsame Hoffnung". Doch das ist nicht gelungen. Die Erinnerung an Oradour spaltet Frankreich bis heute. Robert Hébras ist für die Erinnerung an sein Überleben vor einigen Monaten von einem französischen Gericht bestraft worden.**)

Ziemlich in der Mitte Frankreichs, 23 Kilometer nordwestlich von Limoges gelegen, war Oradour bis zum 10. Juni 1944 ein idyllisches Dorf, in dem selbst unter der Besatzung nie ein deutscher Soldat gesehen worden war. An jenem Samstag wurde es zum Schauplatz eines bestialischen Kriegsverbrechens - wie sie die Deutschen bis dahin in Osteuropa begangen hatten.

Warum die SS-Division „Das Reich" gerade hier das grausame Massaker verübte, ist bis heute nicht vollständig aufgeklärt. Ernst zu nehmende Résistance-Aktivitäten gab es in dem Ort nicht. Vier Tage zuvor hatte die Landung der Alliierten in der Normandie begonnen. Es war abzusehen, dass der Krieg verloren war. Die Division wurde an die Front verlegt. Auf ihrem Weg dorthin hinterließ sie eine Spur der Verwüstung.

In Tulle, 110 Kilometer südöstlich, schlugen andere Einheiten derselben Division am 8. Juni eine Erhebung von Résistance-Kämpfern nieder. Als Vergeltungsmaßnahme knüpften sie am 9. Juni 99 Männer an Laternen und Balkonen auf – und deportierten mehr als hundert in Konzentrationslager. François Hollande, der gemeinsam mit Joachim Gauck Oradour besuchen wird, kennt diese Geschichte nur zu gut. Tulle, wo er sieben Jahre Bürgermeister war, ist seine politische Heimat.

Doch auch die Résistance-Aktionen im Umland in jenen Tagen liefern letztlich keine Erklärung für den Exzess von Oradour. Und gerade dieses Fehlen einer Erklärung für das Unbegreifliche scheint heute mit ein Grund dafür zu sein, weshalb die Wunde nicht verheilen konnte. Aber es ist nicht der einzige: Die verantwortlichen Täter wurden nie zur Rechenschaft gezogen.

Der SS-Bataillonskommandeur Adolf Otto*[sic!]* Diekmann fiel wenige Tage nach dem Massaker in der Normandie. Der Divisionskommandeur, General Heinz Lammerding, lebte nach dem Krieg als erfolgreicher Bauunternehmer in Dortmund *[gemeint ist Düsseldorf]* und genoss danach sein Altenteil am Tegernsee. Weder die Bundesregierung *[Herr Lennartz weiß nicht vom Auslieferungverbot des Grundgesetzes]* noch die britischen und amerikanischen Besatzungsbehörden lieferten ihn je nach Frankreich aus.

1953 fand in Bordeaux ein Prozess statt. Angeklagt waren 21 Mitglieder des Bataillons, darunter 14 Elsässer, die bis auf einen Freiwilligen Zwangsrekrutierte waren, sogenannte „Malgré Nous"-Soldaten des NS-Regimes gegen ihren Willen. Der Freiwillige aus dem Elsass und ein deutscher Unteroffizier wurden zum Tode, die übrigen Angeklagten zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Auch die Elsässer. Doch dieses Urteil löste im Elsass so massive Proteste aus, dass die französische Nationalversammlung eine Woche später aus Sorge um die nationale Einheit ein Amnestiegesetz erließ. Die Elsässer wurden freigelassen, die übrigen Urteile in mildere Haftstrafen umgewandelt. Auch beide Todesurteile.

In Oradour war man fassungslos. Der Bürgermeister des neuen Dorfes - das wenige Hundert Meter neben den Ruinen des alten errichtet und gerade erst fertig geworden war - gab das „Croix de Guerre" zurück, die nationale Tapferkeitsmedaille, die dem Ort 1947 verliehen worden war. Der Verband der Angehörigen der Opfer, der „Nationaler*[sic!]* Verband der Märtyrerfamilien von Oradour" (ANFM) heißt, schickte das Kreuz der

---

) Diese Zeile des Journalisten ist eine krasse Fehlinformation, die nicht hätte passieren dürfen. Hébras wurde zur Unterlassung seiner Behauptung verurteilt, die elsässischen Soldaten der 3. Kompanie in Oradour seien Freiwillige gewesen. Von einer Bestrafung „für seine Erinnerung an sein Überleben**" - was das überhaupt sein könnte ist völlig schleierhaft - kann **nicht die geringste Rede sein**! Eigenartigerweise schildert Lehnartz dann später die Angelegenheit *en détail* und korrekt!

Ehrenlegion nach Paris zurück.

Fortan ließ der ANFM bis in die 70er-Jahre keinen staatlichen Vertreter mehr an den Gedenkfeiern teilnehmen, die jedes Jahr am 10. Juni auf dem Friedhof von Oradour abgehalten werden. Der Ort war 1944 von den Deutschen vernichtet worden, seit 1953 fühlt er sich von Frankreich verraten.

Schon 1959, nur sechs Jahre nach dem Prozess in Bordeaux, saß wegen des Massakers von Oradour niemand mehr im Gefängnis. „Man hat die Opfer ein zweites Mal verhöhnt", sagt Robert Hébras. Die Idee de Gaulles, Oradour zum nationalen Symbol für das gemeinsame Leid der Franzosen zu machen, war durch den Prozess in Bordeaux ad absurdum geführt worden.

Seither war klar, dass Oradour für mindestens zwei nicht zu vereinbarende Erinnerungen steht: Die Bewohner des Limousins sehen in Oradour nicht dasselbe wie die Elsässer. Die Limousins sehen sich als Opfer eines Kriegsverbrechens. Die Elsässer glauben, dass sie gezwungen wurden, bei einem mitzumachen. Die Limousins sind da nicht so ganz sicher, ob diese Täter wirklich unfreiwillige Täter waren. Denn es waren elsässische Soldaten, die die Befehle der deutschen in Oradour auf Französisch übersetzten. Und die Befehle danach ausführten. Und genau dieses Misstrauen ist das Salz auf den Wunden der Elsässer.

Robert Hébras hat vor mehr als zwanzig Jahren seine Erinnerungen an das Massaker, das er immer nur „das Drama" nennt, in einer Broschüre veröffentlicht, die im „Erinnerungszentrum" vor dem Eingang zum Ruinendorf verkauft wird. Darin schrieb er den Satz: „Unter den Handlangern der SS befanden sich einige Elsässer, die angeblich von der SS zwangsverpflichtet waren."

Das Wort „angeblich" hat man Hébras im Elsass sehr übel genommen. Denn wenig trifft die Elsässer mehr, als wenn Franzosen ihre Loyalität zu Frankreich infrage stellen. Genau das tat Hébras jedoch in seinem Text. Er ging sogar noch weiter: „Ich würde dazu neigen anzunehmen, dass diese Zwangsrekrutierten einfach Freiwillige waren", schrieb er in der Erstausgabe 1992.

Damit hatte er die Elsässer endgültig gegen sich aufgebracht. Denn seit 1940 hatten die Nationalsozialisten über 130.000 Elsässer aus dem vom Dritten Reich annektierten Gebiet zwangsweise eingezogen. Mehr als 40.000 dieser „Malgré Nous" kamen im Zweiten Weltkrieg in deutscher Uniform um.

Wegen der Empörung, die seine Sätze im Elsass ausgelöst hatten, hat Hébras sie in der Neuauflage seines Heftes im Jahr 2004 gestrichen und von „zwangseingezogenen Elsässern" gesprochen. Doch in einer weiteren Neuauflage im Jahr 2009 verwendete der Verlag „Les Chemins de la Mémoire" versehentlich wieder den alten Text.

Nun reichte es den Elsässern. Der Verband der Flüchtlinge und Zwangseingezogenen des Ober- und Unterrheins (ADEIF) verklagte Hébras. Ein Gericht in Colmar gab den Klägern recht - und verurteilte Hébras zu einer symbolischen Strafe von einem Euro und zur Übernahme der Gerichtskosten in Höhe von 10.000 Euro.

Daraufhin bildete sich im Limousin umgehend das Komitee „Gerechtigkeit für Robert Hébras". Dass einer der beiden letzten Überlebenden von Oradour von einem französischen Gericht verurteilt worden war, war für die Nachkommen eine weitere tiefe Kränkung. Hébras hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Er macht geltend, dass die Neuauflage ohne seine Einwilligung gedruckt worden sei.

Doch die Frage, wie unfreiwillig die Elsässer im 1. Bataillon des Panzergrenadierregimentes „Der Führer" an dem Massaker in seinem Dorf teilnahmen, scheint für ihn nicht geklärt. „Ich wünsche mir bloß, dass man das objektiv sieht", sagt Hébras. „Und dass man vielleicht zu der Erkenntnis gelangt, dass nicht alle Elsässer automatisch ‚Malgré Nous' waren. So wie ja auch nicht alle Limousins automatisch in der Résistance waren."

Es ist unwahrscheinlich, dass die Elsässer sich für diese Sicht der Dinge werden erwärmen können. Bernard Rodenstein, der Präsident des Verbandes der Elsässischen Kriegswaisen des Zweiten Weltkrieges (Association des Pupilles de la Nation Orphelins de Guerre, d'Alsace), hat bereits an Joachim Gauck geschrieben und den Bundespräsidenten gebeten, bei seinem Besuch das Thema der elsässischen Zwangsrekruten anzusprechen.

Die Zwangsrekrutierung sei „ein Kriegsverbrechen" und eine brennende Wunde, schreibt Rodenstein. „Besonders, was in Oradour geschehen ist", diene immer noch dazu, „die damalige Generation aus Elsass und Lothringen zu belästigen." Aber wenn Joachim Gauck dazu in Oradour etwas sagt, wird er im Limousin keine Freunde gewinnen.

-Robert Hébras war 1953 schon im Prozess in Bordeaux als Zeuge geladen, ebenso wie 1983 in Ost-Berlin, als die DDR den SS-Obersturmführer Heinz Barth ausfindig gemacht hatte und zu lebenslanger Haft verurteilte. Barth kam 1997 frei und kassierte einige Zeit sogar noch Pensionsansprüche. 2007 starb er. Im Prozess hatte er das Massaker als „ganz normalen Vorgang" bezeichnet. Er sei „äußerst schockiert gewesen", dass bei dem Prozess noch Überlebende auftauchten, sagte Barth damals in einem Fernsehinterview, „zumal doch davon ausgegangen wurde, dass es, wie man so schön sagt, nach menschlichem Ermessen, keine Überlebenden gab".

So klingt es, wenn ein SS-Scherge menschlich ermisst. Auf die Frage, ob er denn beim überraschenden Anblick des Überlebenden Hébras gedacht habe, „Gott sei Dank, dass da einer überlebt hat?", antwortet Barth: „Nein, das habe ich nicht gedacht. Das muss ich ganz ehrlich sagen."

Er habe viel über sich lernen müssen, bis er solchen Leuten gegenübertreten konnte, sagt Robert Hébras. Er musste lernen, Deutsche nicht mehr zu hassen. Möglicherweise kommt er in seinem langen Leben noch einmal in die Verlegenheit, einem seiner Mörder zu begegnen. Die Staatsanwaltschaft Dortmund, bei der die Zentralstelle zur Verfolgung von NS-Verbrechen angesiedelt ist, ermittelt immer noch in Sachen Oradour.

Funde in Stasi-Akten hatten ursprünglich die Namen von sechs Kompagnieangehörigen *[sic!]* ans Licht gebracht. Mannschaftsgrade. Zur Tatzeit waren sie zwischen 18 und 19 Jahre alt. Inzwischen ist jedoch nur noch einer verhandlungsfähig. Ob es noch einmal zu einem Prozess kommt, ist ungewiss.

Es hat angefangen zu regnen in Oradour, als wir durch die Trümmer zurückgehen. Wir kommen an der Ruine des „Café de*[sic!]* chêne“ vorbei, vor dem noch immer eine mächtige Eiche steht, die hier angeblich 1848 gepflanzt wurde. Drei hübsche Kellnerinnen gab es früher da, erzählt Hébras. Manchmal habe er mit denen geflirtet. Er war schließlich ein junger Mann bis zum 10. Juni 1944. „In meiner Erinnerung gibt es mein Dorf immer noch“, sagt der 88-Jährige. „Wenn ich hier bin, sehe ich in jedem Haus, hinter jedem Fenster ein Gesicht.“

Nach dem Massaker schloss sich Hébras der Résistance an. Zwei Monate später, nach der Befreiung, wurde er Soldat in der französischen Armee. Als der Krieg zu Ende war, arbeitete er in einer Autowerkstatt in Limoges, schließlich übernahm er seine eigene Garage im Nachbarort Saint-Junien. Dort lebt er noch heute. In das neue Oradour zog er nie. „Hat sich nicht ergeben“, sagt Hébras.

Das neue Oradour wurde wenige Hundert Meter neben den Ruinen des alten errichtet. 1953 war es fertig. Die Fassaden der Häuser waren einheitlich grau, ebenso wie die Schlagläden. Fröhliche Farben waren verboten. Man sah kaum Kinder. Die Hauptstraße heißt „Straße des 10. Juni“. Bis in die 60er-Jahre waren Hochzeiten, Taufen, Feiern aller Art untersagt. Der einzige Feiertag war der Trauerzug am 10. Juni. Inzwischen gibt es ein paar Bäume und eine Handvoll Lichtreklamen.

Aber das neue Oradour ist bis heute ein Ort, dessen einzige Funktion darin zu bestehen scheint, den Verlust des alten Oradour umso schmerzlicher erscheinen zu lassen. „Das eigentliche Trauma“, sagt Hébras, „war nicht die Exekution, sondern das Haus und die Familie, die Meinen und mein Dorf verloren zu haben.“ Innerhalb von vier Stunden löschte die SS die Gegenwart und die Zukunft von Oradour aus. Für die nächsten 70 Jahre blieb nur noch Vergangenheit.

Robert Hébras hat lange gebraucht, um über diese Vergangenheit zu sprechen. Seinem Sohn etwa erzählte er lange Jahre nichts über Oradour. Er sagte in den Prozessen aus - 1953 in Bordeaux, 1983 in Ost-Berlin. Es war das erste Mal, dass er deutschen Boden betrat. „40 Jahre lang hatte ich keine Lust dahin zu fahren.“ 1985 nahm er an einer „Friedenskonferenz“ mit Willy Brandt in Nürnberg teil. 1988 starb Madame Rouffange*[sic!]*, die einzige Überlebende der Kirche. Je mehr Zeit verging, desto weniger Zeugen gab es.

Und desto wichtiger wurden Hébras’ Erinnerungen. Heute gibt es nur noch Hébras und Darthout - der mit ihm aus der Laudy-Scheune entkam, der aber in der Nähe von Paris lebt. Hébras ist der Einzige, der auch heute noch in der konservierten Ruinenlandschaft von Oradour Rede und Antwort steht, wann immer ihn jemand um Auskunft bittet. „Das ist halt so gekommen“, sagt Hébras. „Man ist ja nicht irgendwann aufgewacht und wurde Zeuge.“ Seine Geschichte, die Geschichte von Oradour, will er weitererzählen, solange er kann: „Wenn es am Ende zehn Prozent gibt, die verstanden haben, habe ich gewonnen.“

Hébras weiß auch, dass das verrostete Auto von Dr. Desourteaux, das seit 69 Jahren auf dem Marktplatz vor sich hin zu rosten scheint, nicht das Auto des Doktors ist. Denn der kam zwar an jenem 10. Juni von einem Hausbesuch zurück und wurde von den Deutschen gezwungen, seinen Wagen auf dem Marktplatz abzustellen, bevor er mit den anderen Männern erschossen wurde. Doch einige Tage später holten Verwandte seinen Wagen ab und parkten ihn neben seinem Haus. Dort steht er noch immer. Das verrostete Fahrzeug, das bis heute auf dem Marktplatz steht, ist der Wagen des Weinhändlers.

Es wurde erst nach dem Massaker, während der Räumungsarbeiten dort abgestellt. In der Erinnerung festgefroren aber ist der Glaube, es handele sich um den Wagen des Dorfarztes. Das Auto sieht im Übrigen auch nur so aus, als würde es rosten. Anfang der 90er-Jahre begannen Restaurierungsexperten, den Verfallsprozess aufzuhalten, indem sie den Wagen mit Sandstrahlern behandelten, das Innere mit Teer und das Äußere mit Wachs abdichteten. Der falsche Wagen des Dr. Desourteux kann so in Oradour bis in alle Ewigkeit rosten, ohne je ganz zu zerfallen. Man braucht die Erinnerung, damit die Ruinen eine Bedeutung haben, aber die Erinnerung braucht auch die Ruinen, damit sie sich an etwas festhalten kann. Und sei es das falsche Auto.

Kommentar: Ein durchwegs bemerkenswerter Artikel, der die Präsentation von „Sensationstönen” so weit wie möglich vermeidet.

* * * * * * *